

HEYNE <

Zum Buch

Christchurch, Neuseeland. Als Ex-Cop und Privatdetektiv Theodore Tate auf dem Friedhof mit schwerem Gerät eine Leiche exhumieren lässt, treiben vom Grund des kleinen Friedhofsees plötzlich drei Tote an die Oberfläche. Die Polizei steht vor einem Rätsel. Wer sind die Toten? Wie kamen sie in den See? Und wer ist die junge Frau in dem Sarg, in dem eigentlich der alte Bankier Henry Martins liegen sollte? Als sich der junge Friedhofswärter wenig später in Tates Büro eine Kugel in den Kopf jagt, gerät der Privatdetektiv ebenfalls ins Fadenkreuz der Polizei, zumal die Medien ihn als Hauptverdächtigen hinstellen. Tate begibt sich auf die Suche nach der Identität der Toten und kommt dunklen Geheimnissen auf die Spur, die in seine eigene Vergangenheit führen. Je intensiver er ermittelt, um den wahren Killer zu fassen, desto erdrückender wird die Beweislast gegen ihn.

Paul Cleaves dritter Roman lässt uns in den Kopf des Mannes blicken, der den neuesten Serienmörder Christchurchs jagt. Privatdetektiv Theodore Tate wird in eine Welt hineingezogen, in der selbst die Toten nicht in Frieden ruhen können.

Zum Autor

Paul Cleave wurde am 10. Dezember 1974 in Christchurch, Neuseeland, geboren, dem Ort, an dem auch seine Romane spielen. Dem Fan von Stephen King und Lee Child gelang mit seinem Debütroman *Der siebte Tod* auf Anhieb ein internationaler Sensationserfolg, der in Deutschland monatelang ganz oben auf den Bestsellerlisten stand. Auch sein zweiter Thriller *Die Stunde des Todes* war ein internationaler Erfolg. Besuchen Sie Paul Cleave im Internet unter www.paulcleave.com

Lieferbare Titel

Der siebte Tod – Die Stunde des Todes

PAUL CLEAVE

Die Toten
schweigen nicht

Thriller

Aus dem Englischen
von Frank Dabrock

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe CEMETERY LAKE erschien 2008
bei Random House New Zealand



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Redaktion: Tamara Rapp

Vollständige deutsche Erstausgabe 10/2009

Copyright © 2008 by Paul Cleave

Copyright © dieser Ausgabe 2009 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2009

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43308-3

www.heyne.de

Für Joe – der den Ball ins Rollen gebracht hat.

Teil Eins

Kapitel 1

Blaue Fingernägel.

Deswegen bin ich hier draußen. Ich stehe in der kalten Brise und zittere. Es sind nicht meine blauen Fingernägel, sie gehören jemand anders. Einem toten Kerl, den ich nicht kenne. Die Christchurch-Sonne, die mir vorhin auf den Pelz geknallt hat, ist mittlerweile verschwunden. Ich bin an dieses wechselhafte Wetter gewöhnt. Vor einer Stunde habe ich noch geschwitzt. Vor einer Stunde wollte ich mir den Tag freinehmen und zum Strand gehen. Jetzt bin ich froh, dass ich es nicht getan habe. Meine Fingernägel verfärbten sich wahrscheinlich gerade ebenfalls blau, doch ich schaue lieber nicht hin.

Ich bin wegen eines toten Mannes hier. Nicht wegen dem in der Erde unter mir, sondern wegen eines Typen, der jetzt im Leichenschauhaus liegt. Er benimmt sich so normal, wie das jemandem möglich ist, dessen Körper aufgeschlitzt und wie eine Stoffpuppe wieder zusammengeflickt wurde. Was wiederum normal ist für jemanden, der an einer Arsenvergiftung gestorben ist.

Ich wickle mich fester in meinen Mantel, doch bei dem kalten Wind nutzt das nichts. Ich hätte mich wärmer an-

ziehen sollen. Beim Anblick der strahlenden Sonne heute Morgen hätte ich einfach ahnen müssen, wie das Wetter wird. Das Gras auf dem Friedhof ist an einigen Stellen ziemlich lang, besonders um die Bäume herum, wo man mit dem Rasenmäher nicht hinkommt; es neigt sich in sämtliche Richtungen wellenförmig von mir fort, als wäre ich das Epizentrum eines sich anbahnenden Sturms. Dort, wo häufig Besucher langgehen, ist das Gras ganz kurz. Wo die Sonne die Feuchtigkeit verbrannt hat, ist es braun. Ich stehe zwischen laut knarrenden Eichen, von denen es Eicheln zwischen die Grabsteine regnet. Wenn sie auf den Gedenktafeln landen, hört es sich an, als würden die Toten verzweifelt mit den Knöcheln daran klopfen. Die Luft ist kalt und feucht wie im Leichenschauhaus.

Bevor ich im Gesicht die ersten Tropfen spüre, sehe ich sie auf der Windschutzscheibe des Baggers. Ich richte den Blick auf den Horizont, dorthin, wo sich mit Schimmel bedeckte Grabsteine Richtung Stadt wälzen, wo der Tod sich immer weiter ausdehnt und in die Stadt vordringt. Der Wind frischt auf, und die Blätter der Bäume rascheln, während von den Ästen noch mehr Eicheln fallen. Eine davon trifft mich im Nacken. Ich zucke zusammen und klaube sie aus meinem Kragen.

Der Motor des Baggers heult laut auf, als der Fahrer, ein übergewichtiger Bursche, dessen Körper fast aus der Tür quillt, darin Platz nimmt. Er scheint genauso aufgeregt wie ich zu sein. Er drückt und zieht an verschiedenen Hebeln, langen und kurzen, das Gesicht angespannt vor Konzentration. Während er den Bagger neben die Grabstätte

manövriert, kommt der Motor ins Stottern, und als die Schaufel in die harte Erde dringt, fängt die ganze Maschine an zu vibrieren. Die Schaufel schwenkt nach oben, gräbt sich ein und füllt sich mit Erde. Die Führerkabine des Baggers dreht sich, und die Erde landet auf einer Platte. Der Friedhofswärter, ein junger Mann, steht daneben und beobachtet das Ganze. Er hat Mühe, sich bei dem stärker werdenden Wind eine Zigarette anzustecken; seine Hände zittern dabei fast so stark wie seine Schultern. Nachdem der Bagger zwei weitere Ladungen Erde beiseitegeräumt hat, gibt er auf und stopft die Zigaretten zurück in die Tasche. Er wirft mir einen Blick zu, aus dem ich nicht ganz schlau werde. Ich hoffe, dass er nicht rüberkommt, um sich zu beschweren, dass jemand in seiner Ruhe gestört wird, doch das tut er nicht, stattdessen starrt er wieder auf die geweihte Erde.

Die Vibrationen des Baggers wandern durch meine Füße in meinen Körper, bis meine Beine anfangen zu kribbeln. Der Baum hinter mir wird ebenfalls davon erfasst, so dass mir erneut einige Eicheln in den Nacken prasseln. Ich trete aus dem Baumschatten in den Nieselregen; dabei drehe ich mich an den dicken Wurzeln der Eiche, die sich durch den Boden gegraben haben, fast den Knöchel.

Nur etwa fünfzehn Meter entfernt gibt es einen kleinen See, etwa so groß wie ein Becken für Schwimmwettkämpfe. Er ist vollständig vom Friedhof umgeben und wird über einen unterirdischen Zufluss mit Wasser versorgt. Das macht den Friedhof zu einem beliebten Ort für den Tod, wenn auch nicht gerade zu einem Erholungsgebiet.

Einige der Grabstätten liegen dicht am Wasser, und ich frage mich, ob die Särge durch die Feuchtigkeit in Mitleidenschaft gezogen werden. Ich hoffe, dass wir nicht gerade eine Kiste voller Wasser ausgraben.

Der Fahrer legt eine Pause ein, um sich mit einer Hand über die Stirn zu wischen, als ob ihn das Hantieren mit den Hebeln bei diesen kühlen Temperaturen ins Schwitzen bringen würde. Dabei hinterlässt er mit dem Handschuh einen Ölstreifen auf seiner Haut. Er schaut hinaus auf die Eichen und das saftige Gras, auf die bewegte Oberfläche des Sees, vielleicht weil er eines Tages ebenfalls hier begraben werden möchte. So geht es jedem beim Anblick dieses Ortes. *Eine schöne letzte Ruhestätte. Hübsch und malerisch. Und friedlich.* Als ob das einen Unterschied machen würde. Als ob man es merken würde, wenn jemand vorbeikommt und alle Bäume fällt. Trotzdem, wenn man schon irgendwo begraben werden muss, sticht dieser Friedhof eine Menge anderer aus, die ich gesehen habe.

Ein zweiter Pritschenwagen bahnt sich seinen Weg zwischen den Grabsteinen hindurch. Er wurde ein wenig aufgemotzt, mit roten Rallyestreifen und mit Stoffwürfeln im Fenster, allerdings ist er seit Monaten nicht gewaschen worden, und die Seiten der Türen sowie die Stoßstange sind voller Rostflecken. Er hält neben der Grabstätte. Hinter dem Lenkrad klettert ein glatzköpfiger Typ in grauer Arbeitskleidung hervor, stopft die Hände in die Hosentaschen und verfolgt das Treiben. Auf der Beifahrerseite steigt ein weiterer Mann aus; er ist jünger als der Fahrer

und fängt sofort an, mit seinem Handy herumzuspielen. Viel mehr gibt es auch nicht zu tun, während der Erdhaufen immer größer wird. Ich beobachte, wie der Regen auf den See prasselt, und trete ans Ufer. Alles ist besser, als dem Bagger beim Graben zuzusehen. Selbst am See sind die Vibrationen noch zu spüren. Kleine Erdklumpen rollen die Böschung hinunter und platschen ins Wasser. An einigen Stellen rund um den See stehen Flachspflanzen und Farne sowie ein paar Pappeln. Am Ufer ragt langes Schilfrohr empor. Abgeknickte Äste und Blätter, die sich voll Wasser gesaugt haben, treiben gegen die Böschung.

Ich höre, wie die Schaufel über den Sargdeckel kratzt, und drehe mich wieder zum Bagger um. Es klingt, als würde jemand seine Fingernägel über eine Tafel ziehen; das Geräusch lässt mich frösteln, mehr als die Kälte. Der Friedhofswärter zittert wie Espenlaub. Er wirkt durchgefroren und stinksauer. Bis zum Eintreffen des Baggers hielt ich es sogar für möglich, dass er sich an den Grabstein kettet, um die Umsiedelung eines seiner Mieter zu verhindern. Er hat uns endlos über die moralischen Konsequenzen unseres Handelns belehrt und sich aufgeführt, als würden wir den Sarg ausgraben, um ihn persönlich hineinzulegen.

Der Baggerführer und die beiden Kerle aus dem Pritschenwagen ziehen sich Masken über Mund und Nase und steigen hinab ins Grab. Der übergewichtige Typ bewegt sich mit der Leichtigkeit von jemandem, der für diesen Moment immer wieder trainiert hat. Die drei verschwinden aus meinem Blickfeld, als hätten sie einen verborge-

nen Zugang zu einer anderen Welt gefunden. Eine Weile verharren sie vornübergebeugt dort unten; offensichtlich überlegen sie, wie sie die Kette am Sarg und am Bagger befestigen sollen. Als die Kette schließlich befestigt ist, klettert der Fahrer zurück in den Bagger. Erneut wischt er sich mit der Hand über die Stirn. Die Toten zu heben ist eine schweißtreibende Arbeit.

Als er den Sarg nach oben bewegt, kommt der Motor ins Stottern. Der Pritschenwagen wird angelassen und fährt rückwärts heran. Durch die Vibration der beiden Motoren kullert erneut Erde vom Ufer ins Wasser.

Etwa fünf Meter davon entfernt steigen plötzlich Blasen an die Oberfläche, dann taucht etwas Schlamm auf. Aber da ist noch etwas anderes, weiter unten. Etwas Dunkles, es sieht aus wie ein Ölfleck.

Mit einem dumpfen Schlag senkt sich der Sarg auf die Ladefläche des Pritschenwagens. Die Federung wird durch das Gewicht nach unten gedrückt. Ich kann hören, wie die drei Männer aufgeregt miteinander diskutieren, sie müssen fast schreien, um sich bei dem Motorenlärm verständlich zu machen.

Der Regen wird jetzt stärker. Der dunkle Fleck, der unter dem Wasser aufsteigt, durchbricht die Oberfläche. Er ähnelt einem riesigen schwarzen Ballon. Ich habe so einen riesigen schwarzen Ballon schon mal gesehen. Stets hofft man, dass es etwas anderes ist, doch jedes Mal bestätigen sich die schlimmsten Befürchtungen.

»Hey, Kollege, Sie sollten sich das hier vielleicht mal anschauen«, ruft einer der Männer.

Doch ich bin zu beschäftigt, um mich jetzt ablenken zu lassen.

»Hey, hören Sie überhaupt zu?« Die Stimme kommt näher. »Wir haben hier was, worauf Sie mal einen Blick werfen sollten.«

Ich blicke zum Baggerführer hoch, während er auf mich zukommt. Der Friedhofswärter folgt ihm. Wortlos starren beide Männer ins Wasser.

Die schwarze Blase ist überhaupt keine Blase, sondern die Rückseite einer Jacke. Sie treibt auf dem Wasser, zusammen mit einem fußballgroßen Gegenstand. Einem behaarten Gegenstand. Bevor ich antworten kann, steigt ein weiteres Objekt blubbernd an die Oberfläche, und dann noch eins, während der See nach und nach die Spuren der Vergangenheit preisgibt.

Kapitel 2

Über den Fall wurde nie in den Nachrichten berichtet, weil es nie einen Fall gab. Es handelte sich um eines jener Ereignisse, wie sie jeden Tag passieren, ganz gleich, wie sehr man sich auch bemüht, sie zu verhindern. Es stand irgendwo im hinteren Teil der Tageszeitungen bei den Todesanzeigen, zwischen all den anderen Durchschnittsmenschen, den geliebten Eltern und Großeltern, die schmerzlich vermisst werden. Es war eine dieser typischen Mann-wird-alt-und-stirbt-Geschichten. Hier erfahren Sie alles darüber.

Die Sache ist jetzt zwei Jahre her. Manche Leute lesen jeden Morgen nach dem Aufstehen zuerst die Todesanzeigen, und während sie sich über Rührei und Orangensaft hermachen, überprüfen sie, ob sie auf einen Namen aus ihrer Vergangenheit stoßen. Eine verrückte Art, die Zeit totzuschlagen, wie in einer Art makabrer Lotterie, bei der man nachsieht, wessen Nummer gezogen wurde. Ich weiß nicht, ob die Leute erleichtert sind oder nicht, wenn sie beim Durchblättern schließlich auf einen bekannten Namen stoßen. Sie tun es, weil sie jemanden suchen, mit dem sie etwas verbindet, um die eigene Sterblichkeit zu spüren.

Henry Martins. Nach zwei Jahren habe ich diese Geschichte heute Morgen noch einmal aus der Zeitungsdatenbank der Bücherei herausgekratzt und nachgelesen, was die Leute anlässlich seines Todes über ihn zu sagen hatten. Es war nicht viel. Andererseits lässt sich das Leben eines Menschen in fünf Zeilen Sechs-Punkt-Schrift nur schwer zusammenfassen. Schwer zu beurteilen, wie sehr man ihn vermisst. Zu Henry gab es elf Einträge in drei Tagen, von Angehörigen und Freunden. Aber das hat mir auch nicht weitergeholfen, da keiner von ihnen in seine Bekundungen tiefer Trauer ein »schön, dass du tot bist« eingestreut hat. Eine Todesanzeige las sich wie die andere: langweilig, emotionslos. Zumindest kommt das so rüber, wenn man den Verstorbenen nicht kennt.

Eine Woche nach der Beerdigung kam Henry Martins' Tochter zu mir aufs Revier. Nachdem sie in meinem Büro Platz genommen hatte, erzählte sie mir, dass ihr Vater er-

mordet worden sei. Ich erklärte ihr, dass sie sich irren müsse. Sonst wäre das dem Gerichtsmediziner aufgefallen. Das ist nun mal sein Job. Doch da sie von ihrem Verdacht offensichtlich nicht so leicht abzubringen war, versprach ich ihr, mir die Sache noch einmal anzusehen, und stellte ein paar Nachforschungen an. Henry Martins war Filialleiter einer Bank und hinterließ außer einer großen Familie auch einen großen Kundenstamm. Allerdings nutzte er seinen Beruf nicht dazu, sich die Taschen mit dem Geld anderer Leute vollzustopfen. In der wenigen Zeit, die ich erübrigen konnte, um der »Vermutung« seiner Tochter nachzugehen, nahm ich sein Leben, so gut es ging, unter die Lupe, ohne dabei jedoch auf etwas Ungewöhnliches zu stoßen.

Und nun, zwei Jahre später, baumelt Henry Martins' Sarg an einer Kette hinter mir, während der Wind immer stärker wird. Jetzt, wo auch ihr zweiter Ehemann gestorben ist und seine blauen Fingernägel darauf hindeuten, dass er vergiftet wurde, geht Henry Martins' Frau jedem mit einer Dienstmarke aus dem Weg. Und da ich nicht mehr in derselben Position bin wie vor zwei Jahren, hat auch Henrys Tochter nicht mit mir gesprochen. Unwillkürlich schweife ich mit meinen Gedanken ab und stelle mir vor, wie die Dinge hätten anders laufen können. Ich hätte der Sache gründlicher nachgehen und einen Mord aufklären können, wenn es denn einer war. Und so den Tod eines weiteren Mannes verhindern können. Bleibt allerdings immer noch die Frage, ob Mrs. Martins einfach nur Pech hatte oder ein schlechtes Händchen, was Männer betrifft.

Der Regen wird stärker, und die Wasseroberfläche fängt an, sich zu kräuseln. Der Friedhofswärter tritt einen Schritt zurück, während er weiter den See im Auge behält. Wind und Regen sowie die Stimmen und die Vibrationen um mich herum nehme ich kaum noch wahr. Und dann sind da nur noch die drei Leichen, die vor mir auf dem Wasser treiben, jede das Opfer von irgendwas – Opfer der Zeit, eines Verbrechens, eines Unglücks oder eines Friedhofs mit Platzmangel.

Die drei Arbeiter sind herübergekommen und stehen jetzt neben mir. Ihre gestammelten, ziemlich übertriebenen Kommentare, die sie eben noch aufgeregt hervorgestoßen haben, sind verstummt. Wir stehen zu viert am Wasser, und darauf treiben drei Personen: als hätten wir uns paarweise eingefunden, nur dass wir einer zu viel sind. Der Anlass verlangt nach Stille; niemand will etwas sagen, das Schweigen brechen. Erneut löst sich Erde vom Ufer und vermischt sich mit dem Wasser, das eine schmutzig braune Färbung angenommen hat. Eine der Leichen sinkt in die Tiefe und verschwindet aus unserem Sichtfeld. Die beiden anderen treiben regungslos auf uns zu. Ich mache keine Anstalten, ins Wasser zu springen und sie herauszuziehen. Keine Frage, das täte ich, wenn die Körper wild um sich schlagen würden. Doch das ist nicht der Fall. Sie sind tot, womöglich schon sehr lange. Auch wenn schnelles Handeln angesagt scheint, täuscht der Eindruck. Beide Leichen treiben mit dem Gesicht nach unten auf dem Wasser, beide offensichtlich bekleidet, und gar nicht mal so schlecht. Als wären sie zu einer Veranstaltung unter-

wegs. Einer Beerdigung oder Hochzeit. Von den Seilen, die an ihren Körpern befestigt sind, mal abgesehen.

Der Baggerführer starrt die zwei Leichen an und blinzelt immer wieder, als würden ihm seine Augen einen Streich spielen. Der Lastwagenfahrer steht, den Mund weit aufgerissen, die Hände in den Hüften, da, während sein Mitarbeiter immer wieder auf seine Uhr blickt. Vielleicht muss er wegen der Sache hier Überstunden schieben.

»Wir müssen sie rausholen«, sage ich, obwohl beide Leichen jetzt gegen die Uferböschung stoßen.

Eigentlich hatte ich nicht vor, mich heute nass zu machen. Außerdem hatte ich mit nur einer Leiche gerechnet. Aber das kann ich jetzt alles vergessen.

»Warum? Sieht nicht gerade so aus, als würden sie irgendwohin verschwinden«, sagt der Lastwagenfahrer trocken.

»Vielleicht gehen sie wieder unter, wie die andere.«

»Womit sollen wir sie denn rausfischen?«

»Mein Gott, was weiß ich. Mit irgendwas. Einem Ast zum Beispiel. Oder Ihren Händen.«

»Meinen Händen? Kommt nicht in Frage«, sagt er, und die beiden anderen nicken eilig.

»Schön, und wie wär's mit einem Seil? So was habt ihr doch dabei, oder?«

»An der da«, sagt der Lasterfahrer, in die Betrachtung der uns am nächsten schwimmenden Leiche versunken, »ist schon eins dran.«

»Sieht vermodert aus. Sie haben im Wagen doch bestimmt ein neueres, oder?«, frage ich. Im nächsten Mo-

ment hören wir, wie der Motor anspringt, und schauen alle zum Transporter rüber.

Im Führerhaus sitzt der Friedhofswärter.

»Was zum Teufel?«, fragt der Fahrer und läuft Richtung Wagen, doch er ist nicht schnell genug. Der Friedhofswärter lässt den Motor kommen und setzt zügig zurück. Der ungesicherte Sarg rutscht von der Ladefläche und kracht auf den Boden, bleibt allerdings ganz.

»Hey, halt, komm zurück!« Er verfolgt den Lastwagen, doch der Abstand wird rasch größer.

»Wo will er denn hin?«, fragt der Baggerführer.

»Weg von hier, schätze ich.« Ich ziehe mein Handy aus der Jackentasche. »Haben Sie ein Seil im Bagger?«

»Ja, einen Moment.«

Ich rufe auf dem Polizeirevier an und werde zu einem Detective durchgestellt, den ich noch von früher kenne. Als ich ihm die Situation erkläre, meint er, ich solle meinen Rausch ausschlafen. Natürlich gebe es hier draußen auf dem Friedhof Leichen. Es dauert eine Minute, bis ich ihn davon überzeugt habe, dass die Leichen vom Grund des Sees aufgestiegen sind. Und eine weitere, bis er mir glaubt, dass ich keine Witze mache.

»Und bringt Taucher mit«, sage ich, bevor ich auflege.

Der Baggerführer reicht mir ein Seil. Inzwischen ist der Lastwagenfahrer wieder zurück; er stößt ein paar Flüche aus, während sein Mitarbeiter über Handy ihren Chef bittet, jemanden vorbeizuschicken, der sie abholt. Ich knote einen armlangen Ast am Seilende fest und gehe die leicht abschüssige Uferböschung hinunter, um ihn hinter die

erste der beiden Leichen zu werfen und sie heranzuziehen. Doch wie sich herausstellt, hat das rutschige Gras unter meinen Füßen schon andere Pläne. Eben noch stehe ich am Ufer. Und einen Moment später befinde ich mich im See.

Meine Füße versinken im Schlamm, und das Wasser geht mir bis zu den Knien. Irgendetwas packt meinen Knöchel, ich werde nach vorne gerissen, und meine Arme klatschen neben der Leiche auf die Wasseroberfläche. Schon fange ich an zu sinken. Ich ziehe meine Füße aus dem Schlamm, finde jedoch nirgends Halt. Dieser See ist eine verdammte Todesfalle, und jetzt ist mir auch klar, warum er voller Leichen ist. Diese Leute sind hergekommen, um die Toten zu betrauern, und haben ihnen schließlich Gesellschaft geleistet. Das Wasser ist eiskalt, so dass sich meine Brust und mein Magen zusammenziehen und meine Muskeln verkrampfen. In meinen geöffneten Augen brennt das Wasser. Um mich herum ist nichts als Dunkelheit, und die Stille macht alles nur noch schlimmer. Ich spüre, wie die Toten die Hände nach mir ausstrecken, um mich nach unten zu zerrren; sie wollen, dass ich mich zu ihnen geselle, sie wollen frisches Blut.

Dann schieße ich plötzlich wieder zurück an die Oberfläche; meine Hand hält das Seil, das mich nach oben zieht, fest umklammert. Ich stramble mit den Füßen. Richte mich auf. Und eine Sekunde später finde ich mich direkt neben einer aufgedunsenen Frau in einem langen weißen Kleid wieder, die auf dem Wasser treibt. Es sieht aus wie ein Hochzeitskleid. Ich stoße mich von ihr ab, und

die drei Männer helfen mir ans Ufer. Dort setze ich mich hin, ringe nach Luft. Meine Schuhe habe ich verloren.

»Meine Güte, sind Sie in Ordnung?«

Es klingt, als würde die Frage von der anderen Seite des Sees kommen, und ich bin mir nicht sicher, wer sie gestellt hat. Vielleicht alle drei gleichzeitig. Während ich mich auf den Knien vornüberbeuge, fange ich an zu husten. Ich habe das Gefühl, als müsste ich ersticken. Ich zittere und bin wütend, aber vor allem ist mir die ganze Sache peinlich. Doch keiner der Männer lacht. Besorgt neigen sie sich über mich. Angesichts der Leichen, die neben uns auf dem Wasser treiben, ist klar, dass das hier kein Witz ist.

»Es gibt noch etwas, das Sie wissen sollten«, erklärt der Baggerführer. »Ich wollte Ihnen das eben schon sagen.« Er spricht den letzten Teil aus, als wäre jedes Wort ein eigener Satz, und verzieht dabei leicht das Gesicht. Es klingt, als wäre das, was er zu sagen hat, noch viel schlimmer als das, was gerade passiert ist. Mir fällt da nur eine Sache ein.

»Ja?«

»Kratzer. Auf dem Sargdeckel.«

»Warum wusste ich, dass Sie das sagen würden?«

Jetzt ist er derjenige, der mit den Achseln zuckt. »Schmale Rillen. Einkerbungen. Wie von einer Schaufel«, sagt er.

»Sie glauben, dieser Sarg wurde schon mal ausgegraben?«

»Das glaube ich nicht nur, es ist so. Auf dem Sarg sind Kratzer, die garantiert nicht von uns stammen. Mann, ich frage mich, ob die Kiste nicht vielleicht leer ist.«

Kiste. Wie ein Flugzeug oder Boot ist ein Sarg in gewisser Weise ein Gefährt, das Menschen an einen anderen Ort befördert.

Wir gehen hinüber. Durch den Aufprall hat sich ein großer Riss gebildet, der von einer der unteren Ecken über die Seite verläuft. Ich würde ihn gerne öffnen, um nachzusehen, was für eine Fracht er birgt oder ob man ihn ausgeräumt hat, doch die herannahenden Sirenen halten mich davon ab.

Ich sehe zwei Polizeiautos, einen Krankenwagen und zwei Kombis vorfahren.

Kapitel 3

Die Dinge entwickeln sich mit einer gewissen Zwangsläufigkeit. Es ist ein langsamer, stetiger Prozess. Am Anfang steht eine Fantasievorstellung. Die Fantasie eines sadistischen Versagers, jemand, der isst, atmet und träumt und dessen einziges Verlangen es ist, zu töten. Dann kommt die Realität. Ihm geht ein Opfer ins Netz, er missbraucht es, und oft reicht die Realität an die Fantasievorstellung gar nicht heran. Also gibt es weitere Opfer. Und das Verlangen wird immer größer. Es beginnt mit einem Opfer pro Jahr, daraus werden dann zwei oder drei, schließlich geschieht es jeden zweiten Monat. Oder alle vier Wochen. Sobald die Leichen gefunden werden, beschäftigt sich die Polizei damit. Und mit ihr die Mediziner, Pathologen und Kriminaltechniker, die Fasern, Blutproben und Fingerabdrücke